

Lebenserinnerungen von Friedrich Beyli-Wohler

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt**

Band (Jahr): **65 (1997)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

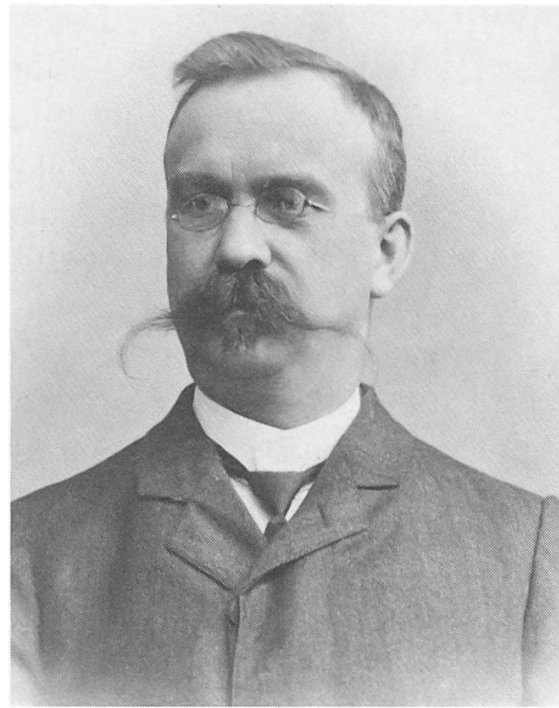
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lebenserinnerungen von Friedrich Beyli-Wohler



*Bertha Beyli-Wohler,
1853–1921, Tochter des Peter
Wohler, zum «Rössli», und der
Josefa, geb. Bruggisser*



Friedrich Beyli, 1856–1916

Originaltext nach der Nachschrift, stellenweise leicht gekürzt. Mit gütiger Erlaubnis von Herrn Jürg Beyli, Binningen, dem Urenkel des Verfassers, dem wir für seine Bereitschaft herzlich danken.

«Es war einmal...» – so leiten gewöhnlich die Mütter ihre «Geschichten» ein, welche sie ihren Kindern erzählen. So könnte ich auch «meine Geschichte» beginnen.

«Es war» – Dieses «es» war ich, das zweitälteste Kind, der älteste Knabe unbemittelter braver Eltern einer ehrbaren Dorfschulmeisterfamilie. Beim Beginn meiner Lebensbahn war ich gerade so gross als eben gewöhnliche Menschenkinder zu sein pflegen, wenn sie zur Welt kommen, so gross, dass ich in der Wiege mit dem hölzernen Gestell und den aus Weiden geflochtenen «Beinen» ganz wohl Platz hatte. Der Fuss des Gestelles bildete einen schwachen Bogen, auf dem die Wiege hin und her schaukelte, zu welchem Zwecke man an letztere eine Schnur gebunden hatte. Der «Nüggel», mit dem man damals noch die kleinen Kinder «geschweigete», war nicht aus Kautschuk wie heute, sondern bestand aus einem leinernen viereckigen Tüchlein, in das man gekautes Brot, mit Zucker vermischt, legte und mit einem Faden zuband. Von Zeit zu Zeit wurde dann dieser «Geschweiger», mit dem man bei reich und arm den Kindern den Mund verstopfte und dessen für den Mund bestimmte Teil gewöhnlich den Umfang einer ordentlichen Baumnuss besass, in Zuckerwasser eingetunkt, d.h. dann, wenn der junge Erdenbürger wieder zu schreien anfangte. Das Hauptnahrungsmittel kleiner Kinder war damals noch ein dicker Mehlbrei («Bappen»), den man ihnen mit einem beinernen Löffelchen oder auch mit dem blossen Zeigefinger der rechten Hand in den Mund stopfte. Dannzumal hätte man sich noch nicht getraut, die Kinder mit dem natürlichsten und einfachsten Nahrungsmittel, mit der Milch allein, wie das heutzutage geschieht, grosszuziehen; man hätte befürchtet, die Kleinen müssten Hungers sterben, und glaubte, die Milch sei eigentlich nur da, um damit den Durst zu stillen.

Meine Eltern mögen meine Ankunft nicht ungern gesehen haben, kam ihnen doch nach dem erstgeborenen etwas zarten und schwächlichen Mädchen als zweite Auflage ein fester männlicher «Prügel» natürlich gerade recht. Was man von meinem um ein Jahr ältern Schwesterchen rühmte, ein «hübsches Kind» zu sein, das war ich zweifelsohne nicht. Dafür war im Verhältnis zu meinem übrigen Corpus mein Kopf viel zu gross, die Haut zuwenig zart und fein. Die Brüder meiner Mutter sollen denn dieselbe damit gerne geneckt, oder wie

man sagt «aufgezogen haben», indem sie verabredetermassen zu ihr sagten: «Aber Wiesi (mundartlicher Ausdruck für Aloisa), du häschst au en wüeste Bueb.» – Die Mutter, so meinte sie später zu mir selbst, habe mich trotzdem «schön» gefunden; wie eben die Mütter sind, die ihre eigenen Kinder für die bravsten und schönsten halten, besonders wenn es sich um den Erstgeborenen handelt – solange sie eben klein sind. Der Vater, wie die Väter überhaupt sind, liess sich nicht gern in solche Gesprächsthemen ein. Ihm waren alle Kinder lieb, wenn sie nur folgsam und brav waren; er war ein wirklicher Kinderfreund. «Brav» sei ich als Kind gewesen, das sagte man mir später des öftern, d.h., ich störte die Nachtruhe selten durch Schreien und liess mich mit dem «Lülly» gern zum Schweigen bringen.

Das sind natürlich Dinge, deren ich mich nicht erinnere, die ich nur vom «Hörensagen» kenne. Jetzt bin ich am Ende des vierten Dezenniums meines Lebensalters angelangt. Der gereifte Mensch sinnt gerne etwa in die Jahre seiner Kindheit zurück; er gedenkt des Lebensfrühlings, da er weder Sorgen noch Leiden, sondern nur Freude und Wonne und ungebundenes Leben kannte; er versetzt sich im Geiste zurück in die Jugendzeit, deren Schönheit ihm erst später so recht bewusst wurde. Er erinnert sich mutwilliger Jugendstreiche und ist noch im vorgerückten Alter froh, dass der eine oder andere keinen schlimmen Ausgang genommen, ist seinen Eltern dankbar, dass sie ihn vom unrechten Weg abgehalten. Könnte er die Jahre zurücknehmen, wie wollte er die Sachen anders angreifen, wie wollte er das Leben anders auffassen und sich für seinen Beruf tüchtig vorbereiten. So haben schon Hunderte und aber Hunderte kalkuliert, wenn es zu spät war. In die Jugendzeit zurück hat sich schon mancher gewünscht, aber jung ist keiner wieder geworden.

Meine längsten Erinnerungen reichen in jenes Alter zurück, da man mir die ersten Höschen noch von der Seite aufknöpfte, wenn es etwa galt, den empfindlichen Hinterteil meines Körpers mit der Rutte hinter dem Spiegel in Bekanntschaft zu setzten. Wir wohnten damals unweit der Dorflinde zu Villmergen, in der Nähe des Baches bei braven, lieben Bürgersleuten zur Miete. Wir Kinder waren dem schon im bestandenen Alter stehenden Ehepaar, das eine einzige Tochter besass, stark ans Herz gewachsen. Bei Tag und Nacht, wir schliefen oft

bei ihnen, waren sie nicht «sicher» vor uns und taten uns viel Gutes. Unser Spielplatz war bei den Linden. Jenseits des Dorfbaches, hart an denselben anlehnend, stand ein altes, wackeliges Strohaus, das seitdem, d.h. vor wenig Jahren abgebrannt ist. Durch das «Tenn» gelangte man in die Küche und von dieser erst in die Stube. In dem niedern Stübchen klopfte ein braver Handwerksmann von der Schusterzunft sein Leder. Den Verkehr über den Bach vermittelte ein schmaler hölzerner Steg, und gewiss hat das Mutterherz mehr wie einmal gezittert, wenn Fritzchen seinen Weg zum Nachbarn Philipp, so hiess der alte Schuster, machte. Der hatte es mir jungen Erdenbürger angetan, ob, weil er, immer holdselig lächelnd, mit ebenso grossem Ernst den Schnupftabak mit Daumen und Zeigfinger zur Nase führte, oder weil er mich ungestört mit Hammer und Zange hantieren liess – ich vermag es nicht zu sagen, aber täglich oder täglich mehrmals sass ich neben des alten Schusters Dreibein auf dem Boden, mit Spielen mir die Zeit vertreibend. Gott hab ihn selig, den alten guten Philipp; aber seine Schuld ist es gewiss nicht, dass ich nicht ein Schuhflicker geworden bin.

Damals war Herr Ronca noch nicht gar lange in Villmergen als Pfarrer aufgezogen. Seine Freundschaft mit meinem Vater führte ihn öfters, fast täglich zu uns ins Haus. Er war ein stattlicher Herr mit krausem, schwarzem Lockenhaar und um seinen sonst strengen Mund spielte gern ein sanftes Lächeln. Wie ich zu dem ehrwürdigen Manne Gottes aufschaute, wenn er mit seiner Hand mir die Haare streichelte, muss in mir der Gedanke aufgetaucht sein, dass ich auch so ein geistlicher Herr mit langem schwarzem Rock und einem Stock mit elfenbeinernem Griff in der Hand werden möchte.

So kam es denn, dass, wenn gelegentlich aus dem Munde eines gwundrigen Weibes die Rede über mich ging: «Der ischt au scho gross; was witt denn egetli werde, gwüss en Schuellehrer wie de Vater» – dass ich alsdann im Gedanken an den braven Schusterphilipp und an den ehrwürdigen Herrn Ronca mit der Antwort herausplatze: «Nei, en Lehrer wott i kene geh, aber en *Schuemacher* oder en *Pfarrer* wott i werde.»

Mit der Berufswahl hatte es freilich noch gute Weile. Vorerst hatte ich ja noch nicht einmal die Dorfschule zu besuchen. Um das Jahr

1860, genau ist mir das Datum nicht bekannt, bezog unsere Familie die Wohnung im Schulhaus, wo mein Vater aus Ersparnisrücksichten neben der Lehrerstelle diejenige des Schulabwartes übernommen hatte. In diesem Jahr begann meine Mutter eine Kleinkinderschule zu leiten, die etwa ein Dutzend «Zöglinge» zählte, zu denen auch ich gehörte. Was ich als 4- bis 5jähriger «Häfelischüler» geleistet, dessen erinnere ich mich nicht mehr; es wird wenig genug gewesen sein; etwas beten und die Finger abzählen. Nur dessen entsinne ich mich ganz genau, als ob es gestern gewesen wäre, dass ich einmal auf dem Ofenbänkli, das zugleich als «Schambänkli» zur Bestrafung des Ungehorsams diente, sass, als Herr Pfarrer Ronca auf Besuch kam.

In die erste Hälfte der sechziger Jahre fiel die Bauzeit der Kirche zu Villmergen. Über eine grosse Treppe, die vom Friedhof zum Dach der Kirche hinüberführte, hatten wir Dorfkinder Ziegel zur Kirche zu tragen, was wir nach der Art der Kinder lieber taten, als dass wir zur Schule gingen. Zur Abhaltung des Gottesdienstes war auf dem Friedhof hinter dem Beinhaus eine grosse Bretterhütte aufgestellt. Im Winter und überhaupt bei kaltem Wetter wurde der Gottesdienst in den dritten Stock des Schulhauses verlegt. Dass es da für den Schulhausabwart viel Reinigungsarbeiten gab, ist begreiflich. Wir älteren Kinder, meine ältere Schwester und ich, wurden denn auch bald zur Mit Hilfe herangezogen, Schulzimmer, Gänge und den freien Platz vor dem Schulhaus mit dem Besen zu bearbeiten. Daneben hatten wir die kleineren Geschwister zu hüten. Mir speziell fiel bald einmal die Aufgabe zu, für die Küche und die kleinern Öfen das Holz zu spalten und am Abend das Holz für die Schulöfen aus dem Holzhaus herbeizuschaffen, in den Ofen zu stützen und am Morgen frühzeitig in Brand zu stecken. Dafür durfte ich die Holzäsche beanspruchen, die ich verkaufte und die mir immer einige Batzen abwarf, von denen ich nicht einen unnütz weggab.

Für Spiel und freie Bewegung blieb uns noch Zeit genug übrig, und dem Vater gereichte es zum besonderen Vergnügen, an Freiabenden mitzuspielen, im Winter mit uns Schneebällen zu werfen und selbst zu schlitteln. Die stark absteigenden Wege in der Nähe des Schulhauses boten hiefür gute Gelegenheit. Uns Knaben war es ein besonderes Vergnügen, bis weit in den Wald hinauf zu steigen und dann den

steilen Berg hinunter zu gleiten. Hin und wieder kam es auch vor, dass wir einem der Männer, welche mit grossen Schlitten Holz zu Tal fahren, hinten aufsassen. Da ging es mit Windeseile den Berg hinunter, dass einem fast hören und sehen verging. Freilich ist dieses Holzschlitteln auch mit grossen Gefahren verbunden; schon mancher rüstige Mann, der bei der schnellen Talfahrt das Fahrzeug nicht mehr zu meistern vermochte, ist dabei verunglückt; mehrere haben schon dabei das Leben lassen müssen. Im Sommer bot uns der nahe Wald einen um so beehrterem Spielraum, als da der essbaren Beeren in Hülle und Fülle gedeihen.

Mit Beginn des siebten Altersjahres hatte ich die obligatorische Schule zu besuchen. Lehrer der Unterschule war damals J. Koch, der, wenn ich mich recht erinnere, in Klosterschulen sich für den Geistlichen Stand vorbereiten wollte, es dann aber nur zu einem mittelmässigen Dorfschullehrer brachte, der das Vorbild des Erziehers nicht in Heinrich Pestalozzi erkennen wollte und sich über diesen idealen Menschen und Jugendfreund sogar abschätzig auszusprechen wagte.

Mein zweiter Lehrer, Herr Xaver Zubler, an der Mittelschule, war ein gewissenhafter gutmeinender Mann. Er hatte eine eigene Vorliebe für das Rechnen und speziell das Kopfrechnen. Er erklärte uns die Benennung von Zahlen in riesigen Summen, mit so vielen Nullen als auf der grossen Schultafel Platz hatten. Gegen Schluss des Schulhalbtages wurde regelmässig Kopfrechnen geübt, und wer eine Rechenaufgabe zuerst gelöst hatte, konnte nach Hause gehen – einer nach dem anderen. Herr Zubler war ein begeisterter Anhänger des Fortschritts, besonders in Schulsachen; seine Eigenart, mit lauter, fast schreiender Stimme zu unterrichten, und sein eigenartiges, fast schroffes Wesen, dem aber jede Bössartigkeit fern lag, zogen ihm Widersacher und Spötter zu. Seine Vorliebe für die Kalenderliteratur (Brattig) erbrachte ihm von böser Leute Mund den Zunamen «Brattiger». Mit Recht trat er gegen das wüste Treiben der Nachtbuben und das wilde Benehmen in der Fastnacht auf; aber er wurde wenig gehört. Im Gegenteil nahmen böse Buben daraus Anlass, ihn zu ärgern. Ergreifend war Zublers Abschied von der Jugend und seinen Mitbürgern. Kurz vor seinem Tode von ihm schriftlich abgefasst,

wurden seine Abschiedsworte am offenen Grab verlesen, und kein Auge blieb von Tränen leer. Zubler starb 1886.

In die Oberschule vorrückend, genoss ich während zweier Jahre den Unterricht meines Vaters. Ich könnte nicht behaupten, dass er mich anders behandelte als andere Schüler; mitunter nur schien es mir, als ob er mit Bezug auf Disziplin sogar strenger wäre. Gewaltmassregeln bedurfte er keiner; nie habe ich gesehen, dass er andere Knaben körperlich züchtigte. Selbst seinen eigenen Kindern gegenüber nahm er höchst selten zu körperlicher Strafe Zuflucht, sondern überliess das lieber der Mutter. Wenn es bei ihm eine Vorliebe für das eine oder andere Fach überhaupt gab, so könnte es das Deutsche und die Vaterlandskunde gewesen sein. Wie die meisten Schüler, so ging auch ich gern zu ihm in die Schule.

Das Gleiche müsste ich auch vom Unterricht des Herrn Oberlin sagen, zu dem ich noch ein Jahr in die Fortbildungsschule ging. Sein Unterricht war anregend, seine Lehrmethodik von gutem Einfluss.

Im Frühling 1869 bestand ich die Aufnahmeprüfung in die Bezirksschule Wohlen und wurde definitiv aufgenommen. An derselben wirkten damals als Hauptlehrer: Herr Rektor D. Maeder von Baden (für Deutsch, Geschichte und Latein), Herr C. Seiler von Mägenwil (für Französisch und Geographie), Herr Dinkelmann (für Mathematik, Naturgeschichte, Schreiben und Turnen). Hilfslehrer für den Gesangsunterricht war Herr Victor Stauffer, an die Stelle Seilers trat während meiner Schulzeit ein von Aarburg kommender Dr. Michel.

In Kost, d.h. zum Mittagessen, war ich bei der Familie Wildi, Pflegers; es sei bei mir unvergessen, wie gut ich es da hatte um 3, sage drei ganze Batzen. Nicht selten kam ein Extra-Plättchen auf den Tisch, und bevor ich wieder zur Schule ging, wurden mir noch die Hosentaschen mit Äpfeln gefüllt. Aber auch der Schulgang von Villmergen nach Wohlen bot allerlei Kurzweil; wir waren damals unserer etwa acht Kameraden, die regelmässig zusammen den Gang nach Wohlen machten, und da trug sich manch heitere, mitunter auch etwa eine ernste Szene zu. Doch gearbeitet musste auch werden. Im Winter war es immer noch stockfinstere Nacht, wenn wir uns auf die Beine machten. Vielmal war ich schon um vier Uhr aus den Federn,

um noch die Aufgaben zu lösen und mich für den Unterricht vorzubereiten. Das Morgenessen bereitete ich zumeist selbst zu, die Kleider musste ich selbst reinigen und auch mir die Schuhe wixhen. Einmal kam es vor, dass ich den einen gewichst, den andern ungewichst angezogen hatte, und da es noch dunkel war, bemerkte ich erst ausserhalb des Dorfes, dass von meinem Schuhgespann nur die Hälfte in schwarzem Glanz paradierte. Eine Bürste zur Nachholung des Versäumnisses hatte ich nicht zur Hand, zurück wollte oder konnte ich der vorgerückten Zeit wegen auch nicht mehr, und so wusste ich nichts Besseres zu tun, als den gewichsten Schuh im Bache zu waschen, um ihn dem nicht gewichsten gleich zu machen. – Sehr oft musste ich mir im Winter am Morgen durch den frisch gefallenen Schnee über die Dorfmatteu hinweg zuerst Weg bahnen, da der Weg noch von keinem Fuss betreten worden war. Im Sommer gereichte uns die tägliche Tour zum besonderen Vergnügen. Meine damaligen Schul- und täglichen Reisekameraden waren: Carl Wey IV (als cand. theol. gestorben), Emil Wey (als Architekt in Odessa), Leo Stäger (in Amerika gestorben), J. Meyer von Hilfikon (jetzt Postbeamter in Aarau), Jean Hoffmann (jetzt Gemeindeammann in Villmergen), Albert Isler (Kaufmann in Genf), Jakob Wey (Maurermeister in Villmergen), Peter Leonz Brunner und Jean Michel von Hilfikon (beide gestorben), Bertha Meyer (jetzt Frau Schmid z. Sense in Baden).

Der Gang zur Schule nach Wohlen fand seinen Abbruch durch die Übersiedlung unserer Familie nach Wohlen. Ich war dadurch des täglichen ca. einstündigen Spazierganges enthoben, aber auch um einen mit mancherlei Annehmlichkeiten verbundenen Naturgenuss gebracht.

Bevor ich in meiner Erzählung weiterfahre, möchte ich hier noch einschalten, dass es für uns Geschwister immer eine besondere Freude war, unsere Ferien bei Grossmutter in Sarmenstorf zuzubringen, wo wir von der Grossmutter und von den Geschwistern der Mutter gar gut aufgenommen wurden. Einen besonderen Reiz hatte es für mich, vom Stubenofen direkt durch ein Loch der Diele in die Schlafkammer hinaufzusteigen, welche Bequemlichkeits-Einrichtung sich vormals in vielen alten Häusern fand. Auf Neujahr beschenkten uns die Schwestern meiner Mutter regelmässig mir warmen Kleidungsstücken, Armstösseln, Kappen, Handschuhen oder Schärpen. Auch

bei Grossvaters auf dem «Beilihübel» waren wir viel auf Besuch, besonders im Herbst, wenn Äpfel, Birnen und Zwetschgen der Reife entgegengingen.

In Wohlen konnten wir uns Kinder nicht mehr so ganz dem ungewungenen freien Lauf und Spiel hingeben, weil das Gemeindehaus, in dem wir wohnten, auf allen Seiten von Strassen umgeben ist. In den Ferien machte ich mich gern bei Nachbar Rössliwirt in den landwirtschaftlichen Arbeiten nützlich, wobei ich mit Vorliebe das Fuhrwerken betrieb, d.h. mit dem Klee- oder Mistwagen aufs Feld fuhr. Dabei hatte ich noch keine Ahnung davon, dass ich, der «Unterknecht», wie man mich scherzweise nannte, später die Tochter des Hauses als Frau heimführen würde. Obwohl ich beim «Heuhahnen» und bei der «Sichellöse», bei denen ich natürlich nicht fehlen durfte, gerne etwa nach der «dicken Bertha» hinüberschielte, war mir damals noch der alte Knecht Alois zum mindesten so lieb wie die Tochter des Hauses, weil er mich in Scheune und auf dem Feld gern schalten und walten liess und mir das Vieh zu führen anvertraute. Freilich gerne hörte ich es dann auch nicht, wenn man mir abends zu Hause vorwarf, dass ich etwas stark «rössele», d.h. nach dem Stall roch, obwohl es gewiss wahr gewesen ist.

Bis zum Frühjahr 1873 besuchte ich die Bezirksschule, deren vierte Klasse ich alsdann absolviert hatte. Nach der Absicht meiner Eltern und meinem eigenen Wunsche entsprechend, sollte ich alsdann in der französischen Schweiz die französische Sprache erlernen und mich zum Kaufmann ausbilden. Aus dem Projekt wurde leider nichts, und ich musste mir in meinem Leben mit dem wenigen Französisch behelfen, das ich in der Schule gelernt hatte. Meine ältere Schwester Aloisa, die bis dahin dem Vater auf dem Bureau mit Schreiberdiensten ausgeholfen, hatte nämlich zur Erlernung des Französischen in Rolle eine Stelle angetreten; mein Vater aber bedurfte notwendigerweise bei seiner zunehmenden Kränklichkeit etwelcher Aushilfe. So nahm ich denn meinen Platz am Pulte ein, schrieb Mahnbriefe an säumige Schuldner, trug das Kassabuch ins Reine, ging auf den Wechselinkasso und half, was eben in meinen Kräften lag, meinem Vater die Arbeit zu erleichtern. Ein mehrwöchiger Aufenthalt auf der Rigi im Sommer 1873, alle ärztliche Kunst und häusliche Pflege ver-

mochten aber der Krankheit des Vaters keinen Einhalt zu tun. Es gab für ihn einen bösen Winter mit Hustenanfällen und schlaflosen Nächten. Ich besorgte unter dem Beistand der Mutter die Geschäfte der Sparkasse, so gut als ich vermochte. Wir arbeiteten gern, stets von dem Gedanken verfolgt, wenn nur der Vater uns erhalten bleibe.

Doch dessen Zustand verschlimmerte sich von Woche zu Woche, und am 20. Mai 1894 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Kurz vor seinem Hinschied hatte er mich noch wortlos in seine Arme geschlossen. Obwohl er bei diesem Abschied kein Wort gesprochen oder vielleicht nicht mehr die Kraft fand zu reden, habe ich ihn nachher verstehen gelernt, und ich habe mir innerlich das Gelübde getan, seinen letzten Wunsch zu erfüllen, soweit meine Kraft reichen würde, das in mich, seinen ältesten Sohn, gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Und ich darf mir heute gestehen, trotz den Stürmen, die mein damals noch junges Leben umtobten, mein Gelöbnis ehrlich und festen Willens gehalten zu haben.

Ich war beim Tode meines Vaters wenig über 17 Jahre alt, und nachdem uns unser geliebtes Haupt, unser einziger Ernährer schon im 43. Altersjahr entrissen war, lag mir die Aufgabe ob, ein Wesentliches zum Fortbestand der Familie beizutragen. Noch sollte uns aber etwas Schweres, Grässliches zu erleben vorbehalten sein.

Bei der Kassa-Revision stellte sich ein Manko von Fr. 8230.– heraus. Wohl wussten wir zwar, dass bei dem einfachen Leben – am Tage kamen nur zweimal Kaffee und mittags ein Fleisch auf den Tisch – das wir führten, die Besoldung des Vaters vollauf dafür genügt hatte. An der Börse hatte der liebe Vater nie gespielt, ohne Schuldschein hatte er es kaum jemand geliehen. Nach unserem bestimmten Dafürhalten konnte das Manko nur durch einen Fehler in der Buchführung entstanden sein, was mir um so wahrscheinlicher schien, als das Institut damals 9 bis 10 und mehr Prozent Dividenden verteilte. Das Manko war aber da, und wir mussten dafür aufkommen. Statt in den Büchern und Rechnungen nach der Differenz zu suchen oder durch einen geschäftsgewandten Mann suchen zu lassen – machte uns der Vorstand kurzerhand für das Manko verantwortlich. Kniefällig bat meine Mutter die drei Herren, deren Namen ich hier verschweigen will, um Beistand und Rat, wie zu helfen sei. Die Antwort eines der

Hartherzigen lautete dahin, dass, wenn wir das Geld nicht beibrächten, Weib und Kindern als Mitwissern das Zuchthaus offen stehe! Grosser Gott, wir Armen, die wir gearbeitet und gelitten Tag und Nacht, mussten zu dem schweren Verlust, den wir durch den Tod des geliebten Vaters erlitten, uns noch solches sagen lassen – ungerächt, und da wir doch wussten, dass der Hingeschiedene so wenig, wie wir auch nicht, einen Centime veruntreut hatte. Es hätte aber dieser gewaltsamen Pressung – nichts anderes als das war das Vorgehen des Vorstandes, der vielleicht fürchtete, selbst für das Defizit verantwortlich gemacht zu werden oder von den hohen Dividenden wieder etwas herausgeben zu müssen –, es hätte, sage ich, dieser Drohung nicht bedurft. Schon um jeden Schein eines Makels von unserem lieben Vater abzuwenden, war ich entschlossen, alles auf meine Schultern zu nehmen, möge kommen, was da wolle.

Auf Anfrage hatte sich eine vermögliche Base, Frau Tschäppät-Keller in La-Chaux-de-Fonds, bereit erklärt, gegen Bürgschaft Fr. 7000.– vorzuschliessen. Unter andern wurden auch die beiden Onkel geistlichen Standes (ein Bruder meines Vaters selig und ein Bruder meiner Mutter) um Beistand als Bürgen gebeten, jedoch vergeblich. So reiste ich denn schweren Herzens eines Morgens früh nach La-Chaux-de-Fonds hinauf und erreichte, was ich zu erhalten kaum hoffen zu dürfen glaubte. Ich kam mit Fr. 7000.– nach Hause, die, in Banknoten genau abgezählt, gierig von dem Vorstand der Sparkasse behändigt wurden. Weitere Fr. 1000.– schoss die Sparkasse gegen *Hinterlage* von zwei Aktien vor, die das ersparte Kapitalvermögen meines Vaters repräsentierten, und den Rest legten wir Kinder aus unsern Ersparnissen zusammen. So war denn das Werk vollbracht. Von dem allerdings unter Vorbehalt gegebenen Versprechen, uns fernerhin die Verwaltung der Sparkasse anzuvertrauen, um mit der Besoldung die Schuld nach und nach abtragen zu können, wollte man nachher nichts mehr wissen. Andererseits gebe ich zu, dass ein solches Arrangement, und wenn es auch nur ein Provisorium gewesen wäre, bei meinem jugendlichen Alter seine Schwierigkeiten gehabt hätte. Was mir aber als das Schändlichste von allem vorkam, das war die Tatsache, dass wir den Vorschuss von Fr. 1000.–, den wir gegen ganz solide Hinterlage von der Ersparniskasse erhalten hatten, anfänglich zu

dem Wucherzins von 6%, nachher zu 5% verzinsen mussten, statt dass man uns unter obwaltenden Umständen den Zins erliess oder doch in der Verzinsung und Abzahlung uns Erleichterung gewährte.

Diese und andere Erfahrungen haben mein Gemüt wohl verbittert, mich manchmal mit trüben Gedanken erfüllt, aber meine Willenskraft nicht zu erlahmen vermocht.

Als Verwalter der Sparkasse wurde Herr Lehrer Meyer von Dottikon gewählt. Die Aktionärsversammlung wählte mich zu seinem Gehilfen mit einer Besoldung von Fr. 1200.—. Im Herbst 1874 zogen wir aus dem Gemeindehaus, dessen Wohnung mit Bureau der neue Verwalter einnahm, aus und mieteten eine Wohnung im Hause des Herrn Ryffel an der Bünzstrasse, jetzt dem Herrn Plazid Stöckli gehörend. Wir bezahlten Fr. 300.— Mietzins; für den Lebensunterhalt verblieben uns noch Fr. 900.—. Da dieser Betrag unmöglich für uns fünf Personen ausreichte, so mussten meine Geschwister ihr Brot unter fremden Leuten verdienen. Mein jüngerer Bruder kam nach Vevey, später nach Montreux, wohin ihm später Schwester Marie folgte. Die ältere Schwester Aloisa kam in einen Laden nach Luzern. Sie müssen es schmal genug gehabt haben. Andererseits nagte das Heimweh an ihren Herzen. Als mein Bruder aus der Fremde heimkehrte, war er zum Skelett abgemagert und trug den Todeskeim offen mit sich herum. Nicht besser erging es meiner Schwester Aloisa, die man krank nach Hause brachte.

Um unser Auskommen zu verbessern, versuchten wir es mit der Aufnahme von Kostgängern. Da wir aber die Nahrungsmittel ausnahmslos kaufen mussten, so schaute wenig dabei heraus. Meinem Bruder gelang es, als Volontär auf der Bahnstation Wohlen Aufnahme und ein kleines Auskommen zu finden, später avancierte er zum stellvertretenden Kassier, mit dessen Besoldung freie Wohnung im Bahnhof verbunden war.

So zügelten wir am 21. Juni 1879 nach dem Bahnhof. Soweit wäre uns wieder besser geholfen gewesen, aber das kleine Glück war von kurzer Dauer. Die Kränklichkeit Bruder Melchiors machte Bedenken erregende Fortschritte; noch versah er täglich seinen Dienst, doch war er schon so hinfällig, dass er nicht mehr selbst die Treppen hinauf zu steigen vermochte und ich ihn zum Essen und nach Feier-

abend auf den Armen hinauftragen musste. Am 11. Dezember 1879 starb der Brave, erst 19 Jahre alt. Schon am 23. Februar 1880 folgte Schwester Aloisa ihrem Bruder im Tode. Sie starben beide, wie der Vater, an Lungenleiden.

Die Zentralbahn war nach dem Tode meines Bruders so entgegenkommend, die Wohnung im Bahnhof gegen den billigen Mietzins von 180 Franken jährlich uns zu belassen. Wir bedurften sehr dieser Nachsicht, denn die Verzinsung unserer Schuld erforderte jährlich Fr. 400, und daneben sollten wir auch nach und nach das Kapital abzutragen trachten. Nach La-Chaux-de-Fonds sollten wir neben dem Zins noch jährlich gemäss der Schuldverpflichtung Fr. 500.– abzahlen. Bei allen Anstrengungen vermochte ich das nicht zu leisten, doch gelang es uns, unter Auferlegung mancher Entbehrungen, kleinere Ratenzahlungen zu machen.

Indessen hatten die Schicksalsschläge und der aufregende Kampf ums Leben meine eigene Gesundheit erschüttert. Ich musste zeitweise Blut speien und den Arzt zu Rate ziehen. Man sagte mir, dass ich an der Schwindsucht leide. In einem Winter trank ich über 30 Fläschchen Lebertran, und das tat seine gute Wirkung. Zur vollständigen Herstellung meiner Gesundheit machte ich im Sommer 1881 eine dreiwöchige Kur auf «Eigenthal» am Fusse des Pilatus. Es war mir damals doppelt daran gelegen, mich wieder gesund und munter zu fühlen, indem ich eine Liebschaft mit der jüngsten Tochter im Rössli angeknüpft hatte und ernstlich an die Gründung eines eigenen Hausstandes dachte. Zwar wurde mir die Sache nicht sehr leicht gemacht, indem die Verwandten meiner Zukünftigen der Verbindung entgegen waren und statt des armen Schluckers lieber einen «Herrn» in die Verwandtschaft aufgenommen hätten. Sie mochten auch nicht ohne Berechtigung meiner Gesundheit wegen einige Bedenken tragen. Das muss zwar gesagt werden, meine zukünftige Schwiegermutter, die brave ehrenwerte und verständige Rössliwirtin hatte an diesen Machinationen keinen Anteil. Und ich meinerseits, getreu dem Sprichwort «Wer will die Tochter kriegen, der muss die Mutter lieben», erzeugte mich ihr dankbar und anhänglich, und da sie «ums Leben gern» spielte, so suchten wir ihr an Sonntagnachmittagen und an Abenden die Zeit angenehm zu machen. Als ich sie um die Hand ihrer Tochter

fragte, machte sie nicht die geringsten Bedenken geltend und meinte nur, so werde es wohl nicht pressieren, wir kämen immer noch früh genug, und ich könne nicht daran denken, mit der Tochter einst ein grosses Heiratsgut einzukehren. – Die wohlmeinende gute Frau sollte unsere Verbindung nicht mehr miterleben. Am 14. April 1882 erlag sie im Alter von 68 Jahren einem heftigen Erkältungsanfall.

Die Liebe siegte, Amor triumphierte. Auf einer Ausfahrt ins Kelleramt gemeinschaftlich mit ihrem Bruder Robert, zu dem ich freundschaftliche Beziehungen unterhielt, hatten sich auf der Heimfahrt unsere Herzen entzündet und wir uns gegenseitig Treue und Liebe gelobt, und nachdem wir noch eine Zeitlang unsere Bekanntschaft geheim zu halten versucht hatten, machten wir aus unserer Herzensneigung kein Geheimnis mehr. Mein Platz im Bureau unmittelbar am Fenster gegen das Rössli gab uns Gelegenheit, zu jeder Tageszeit aus der Ferne uns Liebeszeichen zuzuwinken. Und auf dem Gang zur Arbeit oder zur Post trafen wir uns fast regelmässig.

Für meine zukünftige Lebensgefährtin war es keine ganz frohe Aussicht, mit mir durchs Leben zu gehen, denn noch lastete auf mir respektive unserer Familie ein Rest der bewussten Ehrenschild von Fr. 4600.– (Fr. 4000.– betrug noch die Schuld an die Familie Tschäppät in La-Chaux-de-Fonds und Fr. 600.– der Vorschuss der Ersparniskasse). Meine Besoldung betrug damals Fr. 1800.–. Aber item, *die Liebe siegte: Am 17. Juni 1882 wurden wir auf dem Zivilstandsamt fürs Leben verbunden, und am 20. Juni fand die kirchliche Trauung statt.*

Letztere Zeremonie hat sich unserem Wesen entsprechend in ganz einfacher, bescheidener Weise vollzogen. Mit dem ersten Morgenzuge schon traten wir unsere Hochzeitsreise an über Aarau nach Olten und Bern, wo wir im Hotel «Pfistern» logierten. Wir besuchten die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Bundesstadt, den Bärengraben, den wegen seiner grossen Fässer berühmten Kornhauskeller, den Zeitlockenturm etc., und Herr Dr. Anton Bruggisser, Arzt in Wohlen, der eben als Nationalrat in Bern weilte, hatte die Gefälligkeit, uns durch das ganze Bundeshaus zu geleiten, wo wir auch mehrere Stunden die Verhandlungen der Volksvertreter und der Ständeabgeordneten anhörten.

Am zweiten Tage reisten wir weiter ins Berner Oberland und nahmen auch in Thun einen mehrstündigen Aufenthalt zur Besichtigung von Kaserne und Exerzierfeld. Ein prächtiger Mondscheinabend senkte sich auf das Berner Oberland herab, als wir den lieblichen Thunersee per Dampfboot hinauffuhren. Hinter den schneegekrönten Bergriesen verschwanden allmählich die letzten roten Strahlen der Abendsonne, und lautlos staunten die nicht sehr zahlreichen Passagiere des Schiffes den wundervollen Fleck Erde an, dessen Höhen sich gigantisch in den von den Wellen des Schiffes sanft gekräuselten Wassern spiegelten. Es war eine bezaubernd schöne Umgebung, so ganz dazu angetan, ein junges glückliches Ehepaar in den siebenten Himmel zu erheben.

Wie sehr kontrastierte die Stille des Thunersees zu dem lebhaften Treiben auf dem Bahnhofe zu Interlaken, wie sehr auch zu dem bunten Gewoge auf dem Höhenweg, diesem internationalen Stelldichein. Im «Weissen Kreuz» zu Interlaken logierten wir uns ein und machten dort die Bekanntschaft eines Herrn Carl Oederlin und seiner Tochter von Baden. Mit diesen verabredeten wir auf den folgenden Tag einen Abstecher nach Lauterbrunnen und Grindelwald. Wir führten dann auch die Tour richtig aus, fuhren per Zweispanner die Lütschinen entlang ins Lauterbrunnental hinauf, besahen uns den Staubbach, kehrten nach Zweilütschinen zurück, stiegen wieder nach Grindelwald hinauf und wagten uns auch in die dortige Gletscherhöhle hinein, von deren «Akustik» uns zu überzeugen; ein dienstbarer Gnom brannte gegen ein Trinkgeld einen Mörserschuss los. Noch hatten wir am Abend Zeit und Gelegenheit, das Fremdenleben Interlakens zu bewundern.

Am vierten Tage reisten wir weiter aufwärts, den Brienersee hinauf, nach dem Griesbach, der milchsäumend den Berg hinunter, von Stufe zu Stufe springend, in den See sich ergiesst, über den wir uns in einem Nachen nach Brienz hinüber rudern liessen. Damals fuhr die Brienerbahn noch nicht, und wir engagierten einen Zweispanner. Es war eine etwas lange, aber prachvolle Fahrt über den Brünig bis nach Alpnach hinunter, wo wir im Hotel zum Schlüssel Einkehr hielten und Quartier bezogen.

Hier trennte sich unser Weg von demjenigen der uns lieb gewordenen Reisegeossen. Wir durchquerten den Vierwaldstättersee bis

Flüelen hinauf, kehrten von dort nach Vitznau zurück, um der Königin der Voralpen unsere Visite zu machen.

In Vitznau logierten wir im Hotel «Rigi» und bestiegen dann andern morgens per Dampffross die Berg-Königin dieses Namens. Zum erstenmal auf der Rigi, war ich nicht wenig überrascht von dem sich auf dessen Bergrücken dem Auge bietenden Weitblick in das Talgelände hinaus wie in die Alpenwelt hinein. In einem kleineren Hotel auf dem Staffel dinierten wir zu anständigen Preisen. Die Rückfahrt machten wir auf die andere Seite gegen Goldau und unternahmen alsdann noch einen zweitägigen Abstecher nach Zug und Zürich. Unsere siebentägige Hochzeitsreise, die uns ein schönes Stück Schweizerland sehen liess und an Abwechslung und Vergnügen vieles bot, schloss mit der Rückfahrt von Zürich über Brugg nach Wohlen.

Hier hatten wir uns im Hause von Jakob Wildi-Ineichen an der Friedhofstrasse häuslich eingerichtet, und auch meine Mutter war bereits auf 1. Juni 1882 dorthin gezügelt. Gattin und Mutter vertrugen sich nebeneinander besser als das an den meisten Orten, wo Schwiegermutter und Schwiegertochter nebeneinander wohnen, gewöhnlich der Fall ist. Insbesondere waren wir über den Beistand der Mutter auch froh, als der Storch bei uns Einkehr gehalten. Andererseits machten die kleinen Knirpse, der am 30. Juni 1883 geborene Fritz und der am 13. Dezember 1884 zur Welt gekommene Walter der Grossmutter viel Vergnügen. Der Abschied von dieser Welt mochte ihr daher doppelt schwer werden, als sie, den Tod sicher vor Augen sehend, am 7. Mai 1887 für immer die Augen schloss.

Noch eines Momentes sei hier Erwähnung getan. Als ich 1882 einen eigenen Hausstand gründete, war es mir darum zu tun, in finanzieller Beziehung «sauberen Tisch» zu haben. Unter anderem richtete ich auch einen Brief an Herrn Dr. Bruggisser, der meinen Vater und meine Geschwister ärztlich behandelt hatte, mit dem Gesuch, mich gefl. wissen zu lassen, was ich ihm dafür schulde. Herr Dr. Bruggisser quittierte mich ohne Zahlung dafür, d.h. er verlangte für seine ärztliche Behandlung keine Entschädigung. Es braucht hier wohl kaum besonders betont zu werden, dass dieses menschenfreundliche Entgegenkommen uns sehr zustatten kam und ich dasselbe höflichst verdankte.

Bis Ende Juli 1889 verblieben wir im Hause des Herrn Wildi-Ineichen und bezogen alsdann eine Wohnung in der Kapellgasse im Hause von J. Spillmann-Frey, dessen Frau Friederica mit meiner Frau nahe verwandt und befreundet war.

Auf 1. August 1895 wechselten wir alsdann das Logis in der Kapellgasse mit demjenigen im Neubau der Ersparniskasse (heute Gemeindebibliothek und Strohmuseum. Anm. A.W.), um so lieber, als uns Spillmann für das seinige, das mit Fr. 320.– bisher bezahlt genug war, für die Zukunft Fr. 380.– forderte, während uns die neue, viel bequemere, geräumigere und angenehmere Wohnung nur auf Fr. 250.– zu stehen kam.

Es sei hier noch eingeschaltet, dass nach der Geburt des dritten Kindes, unseres Mädchens Bertha, meine Frau eine lange schwere Krankheit durchzumachen hatte, die sie aber glücklich überstand und die Gesundheit langsam wiedererlangte nach monatelanger ärztlicher Behandlung und einer mehrwöchigen Kur im Hirschen in Ennetbaden.

Auch die Kinder hatten mehrmals Krankheiten, wie Bronchitis und Scharlach, durchzumachen, kamen aber ohne Nachteil davon.

Über meine Gesundheit will ich nicht klagen. Wenigstens hatte ich seit unserer Verhelichung den Arzt niemals zu gebrauchen.

Was die ökonomischen Verhältnisse betrifft, so haben sich dieselben trotz des Missgeschicks in Betreff des Vaters Nachlass zu ganz erträglichen gestaltet. An bewusste «Ehrenschild» habe ich bis zum Jahre 1892 Fr. 11 576.– bezahlt an Kaptial und Zinsen, nämlich Fr. 1395.– an die Ersparniskasse und Fr. 10181.– an die Familie Tschäppät in La-Chaux-de-Fonds. Ein schwerer Stein fiel mir vom Herzen, als ich am 11. Januar 1892 den Rest dieser Schuld mit Fr. 250.– bezahlte. Wir haben dafür manche Lebensfreude entbehren, manchem Genusse entsagen müssen, aber ich trug dafür die Befriedigung aus dem schweren Kampfe davon, meine Kindespflicht vor Gott und den Menschen erfüllt zu haben.

Aus dem Nachlass der Eltern meiner Frau ist dieser eine Auskaufssumme von Fr. 8000.– und ein Beitrag an die Aussteuer von Fr. 2000.– zugekommen. Trotz den anfänglichen misslichen Verhältnissen ist es mir bei sorgsamem Umgehen mit dem Einkommen gelungen, die Auskaufssumme nicht nur intakt zu halten, sondern mit

der Zeit auch eine kleine Ersparnis dazuzulegen. Wenn es schliesslich auch nicht sehr viel sein wird, so wird man mir doch niemals den Vorwurf machen können, nicht alles getan zu haben, um meinen Kindern ein menschenwürdiges Dasein zu sichern. Wenn sie brav und arbeitsam sind, so werden sie gut durch die Welt kommen, denn das Glück des Lebens hängt noch lange nicht einzig von Reichtum und Wohlhabenheit ab.

Mein Anstellungsverhältnis bei der Ersparniskasse hat sich mit der Zeit wesentlich gebessert. Meine gegenwärtige Besoldung beträgt Fr. 2600.– jährlich, zu der dann noch 4- bis 500 Franken Tantième hinzukommen. Dass anfänglich unser Bureau besonders an den Abenden oft mehr einer Kinderstube als einem Geschäftslokal gleichsah, hat mich in der freudigen ruhigen Ausführung der mir zustehenden Arbeiten oft gestört. Da wir lange Zeit nur ein nicht gerade grosses Zimmer für unser Bureau hatten, so konnte ich, wenn Direktionssitzung stattfand, am Pulte nicht mehr Platz finden, und es wurde mir der Auftrag zuteil, inzwischen die Kinder des Verwalters zu hüten. Dieser Dienst, so lieb mir sonst der Umgang mit Kindern war, wollte mir nicht recht behagen, und ich lief regelmässig davon, bis die Sitzung des Vorstandes zu Ende war und ich wieder am Pult Platz finden konnte.

Nach dem ersten Jahr meiner Lehrzeit sollte ich schon den Rechnungsabschluss machen und brachte denselben schliesslich zustande. Noch erinnere ich mich genau, wie mich der Präsident des Vorstandes «anschnauzte»: Das Ergebnis von Gewinn- und Verlust-Kontos stimmte nicht überein. Du lieber Himmel, dass die beiden Konti solcherweise unter sich im Zusammenhang stehen, hatte ich noch gar nicht gewusst, das hatte mir niemand gesagt.

Ein anderes Mitglied der Direktion machte mir einmal darüber Vorwürfe, dass ich in den Büchern den Verkehr mit den Bankinstituten von den übrigen Kontokorrenten getrennt hatte, während der gleiche Mann in einer früheren Kontrollsitzung mir diese Auseinanderhaltung der beiden Konti empfohlen hatte.

So erging man sich in Kleinigkeiten und Widersprüchen, derweil man wirkliche Mängel und Unzukömmlichkeiten übersah. Das hat mir oft die Freude und Lust an der Arbeit genommen und mich ver-

anlasst, mich nach einem anderen Arbeitsfeld umzusehen. Einmal war ich nahe daran, eine solche Anstellung in Zürich zu erhalten, die Sache kam aber wieder zum Scheitern, als man mir wohl ein gutes Zeugnis und Lob über mein Können und meinen Fleiss ausstellte, hinterrücks aber dem betreffenden Prinzipal bedeutete, mich nicht zu nehmen, denn es sei mit mir nicht gut auszukommen. Der eigentliche Grund war wohl der, dass man mich in meiner bisherigen Stellung nicht gern entbehren konnte. Nachdem das Institut im Gemeindehaus ein zweites Bureau eingerichtet, namentlich aber seit dem Bezug des neuen Bankhauses ist meine Stellung eine viel angenehmere geworden.

In der Zwischenzeit betreibe ich seit Jahren den Beruf des Zeitungsschreibers. Nachdem ich schon vorher als Korrespondent verschiedener Zeitungen mich in diesem Fache geübt, übernahm ich im Jahr 1883 die Redaktion der «Freiämter Stimmen».

Anfänglich kam es mich sehr schwer an, jede Woche für zwei Nummern der Zeitung den umfangreichen Stoff zu liefern, je einen Leitartikel, eidgenössische und kantonale Nachrichten zusammenzutragen und über lokale Vorkommnisse möglichst getreu und vielseitig zu referieren. Nachher kam auch noch das Feuilleton hinzu, in dem ich zumeist die «Geschichte des Freiamtes» behandelte und darüber mehrere hundert Seiten Text schrieb, wie überhaupt das Historische immer ein von mir bevorzugtes Feld war und bis heute geblieben ist.

Allmählich wurde mir das Zeitungsschreiben zur Alltäglichkeit, und ich füllte die Zeitung mit Artikeln ohne Schwierigkeit, wie wohl mir Unannehmlichkeiten dabei nicht erspart blieben und allzu grosse Offenheit mir vier Presseprozesse auf den Hals lud. Das war noch in den ersten Jahren meiner Zeitungsschreibertätigkeit, in den Verfassungswirren von 1885. Seither bin ich vorsichtiger geworden, aber mit der Zeit auch ruhiger, wiewohl ich aus meiner entschieden freisinnig-demokratischen Gesinnung auch heute keinen Hehl mache.

Für die mühevollen Arbeit bezog ich von jeher nur geringe Entschädigung, Fr. 150.– jährlich. Da der Verleger mein Onkel ist, so trug ich verwandtschaftliche Rücksichten (Johann Keller, Buchdrucker, gest. 1911. Anm. A. W.). Andererseits hielt ich es für mehr oder weni-

ger Bürgerpflicht, meine geringen Kräfte einer fortschrittlichen Politik ohne besonderes Entgelt in den Dienst zu stellen.

Festliche Anlässe, kleinere Reisen und Kuraufenthalte gaben mir mehrfach Anlass zu beschreibenden Artikelserien, so 1885 im August auf dem «Napf» im Emmenthal; «Briefe vom Emmenthaler-Rigi». 1886, 9. Juli: *Fünfhundertjährige Feier der Schlacht bei Sempach*. 1886 im August vom «Napf»: «Aus der Sommerfrische» VI. Art. 1888, 18./24. September, Rundreise mit Joh. Breitschmid, Färber, über Zürich nach *Glarus, Weesen, Chur, Ragaz* ins *Appenzellerland*, nach Walzenhausen, Heiden, Trogen, Herisau, nach St. Gallen, Winterthur zurück nach Zürich. 1888, 8. Dezember: mit Breitschmid an der *Veteranenfeier der Schützenkompanie 40* in Baden. 1890, 9./10. Juli: mit dem Jassclub Wohlen nach Bern und ins *Berner Oberland*. Augenzeugen des Unglücks auf dem Brienzersee. Fünf Personen ertrunken. 1889, Mai: Augustin-Keller-Feier in Aarau. 1891, 1./2. August: *Bundesfeier und Jugendfest in Wohlen*, Mitglied des Festkomitees, Chef des Wirtschaftskomitees. 1891, 14./17. August: *Gründungsfeier der Stadt Bern*. Grossartige Festspielaufführung. Glänzender historischer Festzug (mit Rektor Diem). Unglück von *Zollikofen* infolge Zusammenstosses zweier Eisenbahnzüge, schauriger Anblick der Unglücksstätte. 1894, 9./20. August: mit Maler Isler und Aug. Müller 13tägige Kur in *Engelberg*, Hotel Engel, und bei Buchbinder Hess (Logis). Ausflug n.d. *Trübseealp*. 1895, 3./12. September: mit Maler Isler in *Vitznau*, Hotel Rigi (Herr Waellhof). Ausflüge nach Altdorf, Beckenried, Brunnen, Weggis, Gersau, Kehrsiten und zu Fuss auf die Rigi.